

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 9/10 (1887)
Heft: 25

Artikel: Die Architectur des Chemiebaues vom Standpunkt der bauleitenden Architekten
Autor: Bluntschli / Lasius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-14391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich drei Grundmotive dar, die variirt und unter einander combinirt auftreten können.

I. Das *Motiv der Aufbauten*, indem man, vollständig unabhängig von dem Organismus in rein decorativer Weise die ganze Fassade oder nur einen Theil derselben überhöht. Es ist bei vielen Facaden — allerdings von untergeordneter Wichtigkeit — in Anwendung gekommen. So zeigt z. B. die Fassade des Domes von Monza eine derartige Ueberhöhung der Stirnmauern, dass die Rundfenster des oberen Theiles rein decorativ sind. Das Motiv macht immer den Eindruck einer Maske, eines Nothbehelfes, und ist daher kaum in Betracht zu ziehen bei einem so bedeutenden und in allen seinen Theilen so durchaus organischen Werk wie der Mailänder Dom. Doch sind unter den ältern, wie auch unter den neuesten Projecten mehrere, die sich dieses Motivs bedienen.

II. Das *Motiv der Thürme*, indem man durch Anlage von einem Thurm resp. zwei Thürmen einen grösseren Verticalismus der Linien und Massen schafft; es ist jenes Motiv, welches wir in der grossen Reihe der deutschen und französischen Kathedralen angewendet und gleichsam geheiligt sehen. Gross ist daher der Einfluss, der Zauber, welchen es auf den Architekten, der an die Lösung eines Problems wie das vorliegende herantritt, ausübt. Es ist begreiflich, dass viele Projecte, welche für die Fassade seit dem 16. Jahrhundert bis heute gefertigt worden sind, dieses Motiv und in oft hervorragender Weise verwendet, aufweisen. Aber es entgeht dem aufmerksamen Studirenden nicht, dass fast alle besseren Meister, nachdem sie dasselbe nach jeder Richtung dem Organismus des Baues einzufügen versucht, es wieder aufgegeben haben. Es ist leider nicht vergönnt, diesbezüglich eingehendere Studien in den Rahmen dieses Artikels einzufügen; Verfasser dies muss sich darauf beschränken, das Resultat derselben in folgenden Sätzen niederzulegen.

1. Der Mailänder Dom zeigt in seiner Grundrissanordnung eine grossartige Einheit und charakteristische Homogenität der Massen: Eine Umfassungsmauer von durchgehends gleicher Breite, nach Aussen hin durch gleich starke Strebpfeiler verstärkt, die in Beziehung stehen zu den Pfeilerreihen, welche die Schiffe trennen. Diese Pfeiler wiederum haben durchgehends denselben Typus und dieselbe Stärke, mit Ausnahme der Vierungspfeiler, welche die Kuppel, das sogenannte Tiburio, tragen. Diese Klarheit des Planes, die Homogenität der Massen wird sofort gestört durch die Anlage zweier Fronthürme mit nothwendigerweise starken Stützmauern.

2. Das Motiv der Thürme, wenn es angewendet wird, muss dann ohne Einschränkung entwickelt werden; es muss die Dominante des Baues bilden. Der Dom besitzt aber bereits eine solche in der charakteristischen Kuppel, welche bereits in den ersten Baujahren dazu bestimmt wurde und die durch den Reichtum ihrer Ausbildung unwillkürlich den Blick fesselt. Sollten Thürme errichtet werden, so müssen diese, um dem Tiburio den Vorrang streitig zu machen und den Schwerpunkt des Gebäudes nach der Hauptfront zu verlegen, bedeutend höher und mächtiger gestaltet werden, als dies bei dem grössten Theil der gothischen Kathedralen der Fall ist.

3. Gestaltet man die Thürme derartig, dass sie der Kuppel das Gleichgewicht halten, so wird eine gewisse Unruhe und Unbestimmtheit in den Hauptlinien des Domes die nothwendige Folge sein; die drei gleichwerthigen Aufbauten werden verhindern, dass, von welchem Standpunkt auch immer man sofort den Organismus und die Orientirung des Baues erkennt, wie es jetzt der Fall ist.

4. Das Tiburio, jenes „Weihgeschenk des Renaissancehumors am Grabe der verbliebenen Gothik“ beherrscht von Weitem gesehen in ihrer zierlichen, reizvollen Linienführung das Häusermeer der Stadt; es ist das Wahrzeichen geworden für Mailand, wie es die Peterskuppel für Rom ist. Der Dom in den Grundzügen seines jetzigen architectonischen Aufbaues ist traditionell geworden. Die Anordnung von Thürmen wäre somit gleichbedeutend mit Unterdrückung des charakteristischen Motivs und Verkenning und Nichtbeachtung der im Volke lebenden Anschauung.

5. Auch vom historischen Standpunkte aus lässt sich eine Rechtfertigung des Thurmmotivs nicht finden. Gering sind allerdings die uns überkommenen graphischen Documente; aber sie beweisen zur Genüge, dass die Schöpfer des Baues in keiner Weise die Anlage von Thürmen in Aussicht genommen haben. Wäre es der Fall gewesen, so würde ihrer sicherlich in den sehr erregten Discussionen und Kämpfen der ersten Jahre Erwähnung geschehen. Man kann hier allerdings entgegenhalten, dass, wie bereits Eingangs erwähnt, sich in den ersten Jahrzehnten die Hauptthätigkeit auf die Anlage und Vollendung des Chors und der Kreuzschiffe richten musste. Aber dieser Umstand ist unzweifelhaft gerade bestimmend gewesen für die Anlage eines Baues mit dem Schwerpunkt in der Vierung und nicht in der Front.

So vielfach und theilweise in hervorragender Weise das Thurmmotiv seitens älterer und neuerer Meister bei Lösung des vorliegenden Problems verwendet wurde, so will es doch aus vorentwickelten Gründen dem Verfasser nicht opportun erscheinen.

Viel natürlicher und zweckentsprechender, ohne tief eingreifende Aenderungen im Organismus und Character des Baues zu bedingen, erscheint ihm als drittes Grundmotiv:

III. Das Motiv des *Risalits* d. h. durch Betonen eines Theils der Fassade, durch Versetzen derselben, durch eine gute Vertheilung der Massen und des Schmuckes den Blick und damit auch die Fassade zu concentriren.

Die Concentration hat nach der Axe der Symmetrie, in diesem Falle der Axe des Mittelschiffes zu erfolgen, indem man den mittleren Theil der Fassade durch grösseres oder geringeres Vorsetzen, sei es in der Breite des Hauptschiffes oder der drei mittleren Schiffe und durch reicheren Schmuck betont und die Seitenschiffe, entsprechend einfach gehalten, als Flügel betrachtet. Am organischsten ist es die drei mittleren Schiffe in dieser Weise als Hauptpartie zu behandeln.

Das Motiv ist das einfachste, daher aber auch das schwierigste und erfordert die höchste Künstlerschaft, um die entsprechende Wirkung damit zu erzielen. Wie erwähnt, sind die besten älteren Meister auf dasselbe, nachdem sie das Thurmmotiv in den zulässigen Variationen verwendet, in ihren letzten endgültigen Projecten zurückgekommen und auch in der jetzigen Concurrenz tritt es vorzugsweise in den relativ reifsten Arbeiten auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Architectur des Chemiebaues vom Standpunkt der bauleitenden Architekten.

Die in der Sitzung des Ständerathes vom 14. Juni geäusserte Kritik der äusseren Erscheinung des Chemiebaues veranlasst uns zu einigen Bemerkungen, die vielleicht einiges zur Aufklärung beitragen können. Von Herrn Ständerath Göttisheim wird dem Departement des Innern der Vorwurf gemacht, es habe beim Bau des Chemiegebäudes die Anforderungen vom künstlerischen Standpunkte nicht genügend berücksichtigt, indem der Ziegelbau der Stadt Zürich nicht eben zur Zierde gereiche. Nach dem uns vorliegenden Bericht in der „N. Z. Z.“ kann man ferner schliessen, dass die Wünsche der Architekten am Polytechnikum von Seite des Departements beim Entwurf des Chemiebaues keine Berücksichtigung gefunden, dass somit das Departement für die, nach Ansicht des Redners unschöne Erscheinung des Baues verantwortlich sei. Dem gegenüber müssen wir erklären, dass das Departement des Innern in keiner Weise einen uns hindernden Einfluss auf die Architectur des Baues ausübte, uns vielmehr in allen unsern Wünschen auf das bereitwilligste entgegengekommen ist. Ist somit der Bau, was das Aeussere betrifft, misslungen, so trifft die Verantwortung hierfür uns ganz allein, und wollen wir diese Verantwortung gerne tragen.

Da die Meinungen über Schönheit bekanntlich weit

auseinander gehen, dem einen dies gefällt, dem andern jenes, so ist es möglicherweise vergeblich die Meinungen umstimmen zu wollen; jedoch haben wir so triftige Gründe gehabt den Bau gerade so zu bauen, wie er ist, dass wir glauben auf das gesunde Urtheil der Mehrzahl unserer Fachgenossen und Mitbürger rechnen zu dürfen und glauben, dass unsere Gründe auch für weitere Kreise Interesse haben und Beachtung finden werden. — Wir wissen wohl, dass Bauten ähnlicher Bestimmung wie der Chemiebau in anderen Ländern und vorab in Deutschland und Oesterreich sehr häufig als grossartige Palastbauten aufgeführt worden sind, als Bauten, die dann allerdings den betreffenden Städten mehr zur äussern Zierde gereichen, als unser Bau. Wir aber halten dafür, dass man solche Gebäude weniger als architectonische Monumente sondern als Nutzbauten ausführen müsse, dass ihre Bestimmung sich nicht für reichere künstlerische Ausschmückung eigne, und dass man besser thue derartige Bauten einfach zu halten und die Mittel für öffentliche Bauten nicht über das nothwendige Maass in Anspruch zu nehmen. Etwas anderes ist es, wenn es sich um Bauten handelt, wie ein Parlamentshaus, Rathhaus, Museum, auch ein Hauptgebäude einer Hochschule, wie unser Polytechnikum und dgl. Da sollte man unseres Erachtens in der Regel weiter gehen, als man hierzulande gewohnt ist. Gilt der Grundsatz der Sparsamkeit für Gebäude, wie der Chemiebau, ganz allgemein, so gilt er gewiss noch mehr für die Schweiz, die ein kleines und nicht übermässig reiches Land ist; es wäre uns geradezu als ein Vergehen gegen die öffentlichen Interessen erschienen, wenn wir da, wo wir es nicht für am Platze hielten, öffentliche Gelder in Anspruch genommen hätten für Dinge, die uns secundär erschienen. Der Bau ist von solcher Ausdehnung, solcher Grösse, die Anforderungen an Raum, Licht und Bequemlichkeit, für complicirte innere Einrichtungen sind in diesem Fall so ausserordentlich grosse gewesen, und es waren hierfür so bedeutende Mittel nothwendig, dass wir uns bezüglich des Aeusseren allerdings einer grossen Sparsamkeit beflissen haben. Und wir glauben, dass wir damit recht gehandelt haben.

Ein Steinbau, statt Backsteinbau, hätte Summen in Anspruch genommen, die uns voraussichtlich nie bewilligt worden wären. Für den Backsteinbau sprachen aber noch ganz besondere Gründe. Die Mauern mussten durchweg mit einer ausserordentlich grossen Anzahl von Zügen für Heizung und namentlich für Ventilation durchbrochen werden, dass constructiv ein Steinbau ganz unrationell gewesen wäre. Wir hatten also nur die Wahl entweder den Backsteinbau zu verputzen oder ihn zu zeigen und wählten das letztere, weil es uns der Farbenwirkung wegen *schöner* schien und weil es *practischer* ist, da späteren Reparaturen damit vorgebeugt ist. — Wie sehr verschiedenartig übrigens in baulichen Fragen die Meinungen sind, wollen wir zum Schluss noch mit einer Bemerkung erläutern, die uns, von Seite eines sehr verständigen Beobachters, über den Chemiebau zu Ohren gekommen. Der Betreffende äusserte sich tadelnd über den *unnöthigen Aufwand* an decorativen Mitteln, rügte von diesem Standpunkte aus den Portalbau und die Treppen u. s. w.

Wir sind nach wie vor der Ansicht, dass wir mit unseren Voraussetzungen und Anschauungen den richtigen Weg eingeschlagen haben und glauben, dass der Chemiebau, wie er ist, weder der Stadt Zürich noch der Eidgenossenschaft unwürdig sei. Seine Bestimmung erfüllt er in einer Weise, die noch keine Anfechtung erfahren hat und das Aeusserer ist und soll nichts Anderes sein als der architectonische Ausdruck des Innern; er ist, wie schon bemerkt wurde, eben eine monumentale Fabrik.

Bluntschli und Lasius.

Grössere Berücksichtigung der französischen Sprache am eidg. Polytechnikum.

Unter den fünf Thesen, welche der Vorstand der Gesellschaft ehemaliger Studirender des eidg. Polytechnikums anlässlich der Reorganisationsbestrebungen im Juli 1876

aufgestellt hatte, befand sich auch eine folgenden Wortlautes: „Im Fachunterricht soll der französischen Sprache mehr als bisher Rechnung getragen werden.“

Dieses Postulat wurde in der im August 1877 an den Bundesrath gerichteten Petition näher begründet. Es wurde darauf hingewiesen, dass die Schule immer mehr eine deutsche geworden und dadurch der romanischen Schweiz mehr und mehr entfremdet worden sei. Da die Anstalt aber eine eidgenössische ist, so sei es ein Gebot der Billigkeit, dass auch dem französischen Theil des schweizerischen Volkes mehr Berücksichtigung geschenkt werde. Durch die Besetzung einzelner Lehrkanzeln durch französisch sprechende Docenten sei zugleich eine grössere Auswahl in den Lehrkräften möglich. Der Gefahr, dass die deutsch sprechenden Studirenden dem in französischer Sprache ertheilten Unterricht nicht folgen können, werde durch die verlangte, bessere sprachliche Vorbildung begegnet.

Mit diesem gewiss berechtigten Begehren hat sich der Schulrath mehrfach beschäftigt und in seinem Berichte über die Frage der Reorganisation vom November 1879 die Bereitwilligkeit ausgedrückt auch auf tüchtige Docenten französischer Sprache sein Augenmerk zu richten und diesem Sprachgebiet zu möglichster Bedeutung an der Schule zu verhelfen. Er hat sodann im Juli 1884 eine Commission, bestehend aus Director Geiser und Schulrath, Obergeringenieur Meyer bestellt um diese Angelegenheit einer erneuten Prüfung zu unterwerfen.

Diese Commission, der noch der Vicepräsident des Schulrathes, Oberst Bleuler, beitrug, wurde in den Osterferien dieses Jahres nach Paris abgeordnet um daselbst die Lösung folgender Aufgaben anzustreben, beziehungsweise vorzubereiten:

- 1) Besprechungen mit den massgebenden Personen des französischen Unterrichtsministeriums über die Art, in welcher Lehrkräfte, die diesem Ministerium unterstellt sind, in den Dienst des Polytechnikums gezogen werden könnten.
- 2) Anknüpfung von Beziehungen zu Männern, die eine ausgebreitete Personalkenntniss unter den jüngeren Gelehrten Frankreichs besitzen und die in gewissen Disciplinen mit unbestrittener Autorität über die wissenschaftliche und pädagogische Befähigung allfällig sich präsentirender Candidaten ein zuverlässiges Urtheil abzugeben im Stande sind.
- 3) Wenn schon während des Aufenthaltes der Delegation in Paris tüchtige junge Männer gefunden würden, die bereit wären, nach Zürich zu kommen, so sollten mit denselben beidseitig orientirende Besprechungen stattfinden.
- 4) Ein weiteres Augenmerk war darauf zu richten, Mittel und Wege ausfindig zu machen, die zu einer Vermehrung der Anzahl der Schüler französischer Zunge und Nationalität führen könnten.
- 5) Endlich war zuständigen Orts die Frage in Anregung zu bringen, ob nicht den von unserer Schule ausgestellten Zeugnissen auf irgend welche Art eine Anerkennung in Frankreich zu verschaffen sei.

Ueber den Erfolg der Mission nach diesen verschiedenen Richtungen wurde ein einlässlicher Bericht erstattet.

Es darf nicht übersehen werden, dass die Herbeiziehung französischer Lehrkräfte an unsere Anstalt viel schwieriger ist, als die Gewinnung deutscher Docenten. Während bei den letztern Zürich allgemein als ein beliebter und höchst angenehmer Aufenthalt betrachtet wird, fühlt sich der französische Gelehrte in dem deutschsprechenden Limmat-Athen nicht so bald heimisch. Wenn schon Docenten aus der französischen Schweiz aus familiären und localpatriotischen Gründen Bedenken tragen nach Zürich zu übersiedeln, so begegnet der Franzose noch besonderen Hemmnissen bei seiner Versetzung nach der deutschen Schweiz.

Zunächst liegt ihm das Studium der deutschen Sprache ferner, als unseren romanischen Eidgenossen; er entbehrt der persönlichen Beziehungen zu Zürich, die unseren Landsleuten fast durchweg zu Gebote stehen. Bis vor Kurzem hatte auch die französische Wissenschaft gegenüber der deutschen, durchaus cosmopolitischen, einen stark ausgeprägten nationalen Character — Gründe genug, dass eine